

CHRISTIAN OLDING

**KLARTEXT,
BITTE!**

Glauben ohne
Geschwätz



HERDER

das es so lange keinen Gesprächspartner gegeben hatte. Leider kann ich nicht sagen, dass das den großen Befreiungsschlag bedeutete. Vielmehr konnte ich die Passagen der Bibel nachvollziehen, in denen die Besessenen von ihren Dämonen hin und her gerissen werden. »Kaum hatte er Jesus gesehen, fing er an zu schreien. Er warf sich vor ihm nieder und rief laut: ›Was willst du von mir, Jesus, du Sohn Gottes des Höchsten? Ich flehe dich an, quäle mich nicht!« (Lk 8,28)

Klar, ich wollte die belastenden Muster loswerden. Ich spürte ja und hatte auch leidlich erfahren, dass Leistung nicht glücklich macht und auch kein adäquater Ersatz für menschliche Zuneigung ist. Trotz allem wollte ich diesen Untermieter aber auch nicht direkt rauswerfen. Gab es denn da wirklich etwas anderes? War das wirklich erfüllend? Oder drohte nur die nächste Enttäuschung – und wenn ja, was bliebe mir dann noch? So zerrte der Leistungsdämon an mir und wehrte sich gegen die Verheißung Jesu, die durch den Exerzitienleiter und die Therapie bedrohlich konkret und lebensverändernd zu werden drohte.

Jede Leerstelle will gefüllt werden. Die Gefahr, einen Kompensationsmechanismus durch einen anderen zu ersetzen, ist nur allzu groß. Das weiß die Bibel sehr eindeutig zu benennen und auf den Punkt zu bringen: »Wenn ein Dämon ausgetrieben wird, irrt er in öden Gegenden umher auf der Suche nach einem neuen Opfer. Findet er keins, entschließt er sich: ›Ich will dorthin zurückkehren, woher ich gekommen bin.« Wenn er zurückkommt und seine frühere Wohnung sauber und geschmückt, aber leer vorfindet, dann sucht er sich sieben andere Geister, die noch schlimmer sind als er selbst. Zusammen ergreifen sie Besitz von dem Menschen, der nun schlimmer dran ist als vorher.« (Mt 12,43–45)

Sich zu verändern ist kein leichter Prozess. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier und die Vertrautheit der Misere verspricht immer noch mehr Sicherheit als das unbekanntes Land möglicher Freiheit. Da weiß man leider noch nicht, was man dran hat. Mal drastisch formuliert: Ist das Licht am Ende des Tunnels wirklich ein Ausgang oder doch nur ein Zug? Andererseits war mir auch klar: Ob Ausgang oder Zug, viel schlimmer konnte es die Sache auch nicht machen. Ich war an einem Punkt angelangt,

an dem das Verharren unerträglich schmerzte. Gar nicht erst anzufangen, bot sich als Option nicht an! Trotzdem hatte ich gewaltige Angst. Denn mir schwante, dass die Aufarbeitung nicht bei einem »wir reden mal drüber« stehen bleiben würde.

Der Blick richtete sich also auf die Familie und das Erbe, das mir durch diese Geschichte mitgegeben worden war. Ich erkannte, dass in meinem Leben andere für mich Entscheidungen getroffen hatten, die tiefe Spuren im Leben hinterließen.

Als ich das erste Mal die psychotherapeutische Praxis betrat, fühlte ich mich wie ein Kleinkrimineller, der kurz davor ist, eine verbotene Tat zu begehen. Leider lagen die Räumlichkeiten in keiner Seitenstraße. Der Eingang befand sich vielmehr unmittelbar neben der offenen Tür einer Bäckerei in einer Fußgängerzone. War das ein Zeichen, doch zu kneifen und den Termin einfach fallen zu lassen? Ich ging vorbei und lief die Straße weiter entlang. Wie heiß es doch plötzlich war. Ich schaute auf die Uhr. Zehn Minuten blieben mir noch. Ich wanderte um den Häuserblock herum und bog erneut in die Zielstraße. Die Bäckerei kam wieder in Sicht. Ich wurde langsamer und ging vorbei. Man war das anstrengend. Um nochmals um den Block zu wandern, blieb keine Zeit. Ich drehte also um und ging wieder auf die Praxis zu. Kurz vor der Tür überlegte ich es mir anders und ging in die Bäckerei. Ich kaufte mir erst einmal vier Brötchen, weil mir ein oder zwei zu auffällig schienen. Die Verkäuferin hätte ja erahnen können, was mein eigentliches Ziel war. Nach dem Bezahlen allerdings blieb mir keine andere Wahl und keine Zeit. Ich ging zur Praxistür nebenan und drückte gegen die Tür. Sie war verschlossen. Was? Natürlich musste ich klingeln und warten. Mich umzudrehen und zu schauen, ob die Verkäuferin der Bäckerei mir hinterherstarrte, traute ich mich nicht. Das erlösende Surren des Türöffners ließ gefühlte Stunden auf sich warten.

Die Praxis war erstaunlich stilvoll eingerichtet und die zwei Leidensgenossen im Wartezimmer sahen auch gar nicht so verrückt aus. Ein Vorteil beim Psychotherapeuten: Es gibt keine Wartezeiten. Sie kommen definitiv zum vereinbarten Zeitpunkt an die Reihe. Die erste herbe Enttäuschung erfolgte dann im Sprechzimmer: Es gab keine Liege. Was war

das denn? Scheinbar schleppte ich als Kind vom Lande doch zu viele Klischees mit mir herum. Außerdem hatte ich mich schon darauf vorbereitet, wie ich meine Geschichte erzählen könnte, ohne einen zu schlechten Eindruck zu hinterlassen. Aber weit gefehlt. Ich durfte gar nicht erzählen. Stattdessen bekam ich einen umfänglichen Fragebogen in die Hand gedrückt, den ich bis zum nächsten Mal ausfüllen durfte. Was ich für harmlose Fragen hielt, entpuppte sich als entlarvende Verhörstrategie. Wer auch immer diese Bögen entworfen hatte: Er verstand sein Handwerk. Die Auswertung brachte leider nur zu deutlich die Arbeitsfelder ans Licht. Gar nicht schön.

Es war ein langer Weg zu erkennen, wo ich herkam, was mich geprägt und tiefe Spuren in meinem Leben hinterlassen hatte. Woher die Muster stammten, die mir den Alltag so schwergängig machten. Hinter all dem steckte die bedrohliche Frage: Wer bin ich eigentlich wirklich? Stimmt es, dass ich nur dann wertvoll und liebenswürdig bin, wenn ich Leistung bringe? Muss ich wirklich von bestimmten Leuten erst Anerkennung und Bestätigung erfahren, damit es mir gut geht.

Aber hieß es nicht: »Was er sah, gefiel ihm, denn es war gut.« (Gen 1,10) Selbstverständlich war ich davon überzeugt – und jedem von Selbstzweifeln Geplagten hätte ich das um die Ohren gehauen. Aber galt das auch wirklich für mich? Wie schwer fiel mir, das zu glauben. Wie weit weg war ich von dieser Überzeugung. Tja und wie überheblich war ich zugleich. Denn gleichzeitig musste ich ja annehmen, dass ich jemand ganz Besonderes und Außergewöhnliches war, dass gerade für mich, Christian Olding, diese grundlegende aller Schöpfungsaussagen nicht zutraf. Gott liebt die Menschen alle, bedingungslos – nur eben mich nicht. Das machte zwar keinen Sinn, aber so war es. Zumindest für mich. Statt auf Gott zuzulaufen und mich wie der verlorene Sohn dem Vater in die Arme zu werfen, um all seine Zuwendungen zu genießen, schien ich mit aller Gewalt zu versuchen, wegzurennen.

Da traf es sich gut, dass neben der therapeutischen Seite auch die Glaubensfront weiter in Angriff genommen wurde. Zum Luxus eines priesterlichen Lebens – auch in der Vorbereitung darauf – gehört die

geistliche Begleitung: ein Mentorat im Glaubensleben. Zumeist alle vier bis sechs Wochen treffen Sie sich und schauen sich an, wo Gott in Ihrem Leben geblieben ist. Was nimmt derzeit Ihre Gedanken in Beschlag, was beschäftigt Sie innerlich, in welchem Zustand befinden sich Ihre wichtigen Beziehungen und was hat das alles mit Gott zu tun? Das sind Fragen, die zentral sind.

Als ich meinem geistlichen Begleiter in einem fünfundvierzig Minuten währenden Monolog darlegte, wie verkorkst doch mein ganzes Leben sei, reiften gerade die Brombeeren an den Sträuchern. Unser Gespräch führten wir draußen auf einem Weg an den reifen Früchten vorbei. Irgendwann ließ mich mein Begleiter stehen, pflückte einige Brombeeren, steckte sich eine in den Mund und gab mir eine ab mit den Worten: »Ach Christian, weißt du: Eigentlich hast du einfach nur Angst vor dem Leben.«

Getroffen und versenkt. Im vollen Lauf von einer Betonwand aufgehalten zu werden, hätte nicht schlimmer sein können. Ich fühlte mich ertappt. Das traf in mir den entscheidenden Punkt. Zugleich war das mies. Wie konnte er nur so gemein sein und meine mühevollen Ausführungen in nur einem Satz zusammen zu fassen? Nur: Ich hatte halt wirklich Angst vor dem Leben. Denn meine bekannte Ordnung aus »Leistung gleich Liebenswertigkeit« war grundlegend in Frage gestellt worden. Mein Weltbild war zerstört. Auch hier stand ich an derselben Front: Wer war ich denn nun eigentlich?

Für langes Lamentieren und Selbstmitleid war mein geistlicher Begleiter nicht zu haben. Gut so. Das tat ich selbst genug. Er nahm die selbst gewählte Dramatik aus der Sache und bot mir seine Begleitung an. Zugleich erklärte er mir unmissverständlich, dass er eine Begleitung nur dann für sinnvoll erachte, wenn ich mir täglich mindestens eine halbe Stunde Stille vornehme. Damit war gewährleistet, dass die Exerzitien nicht zum einmaligen Auftanken auf einem Langstreckenflug verkommen. Ich willigte ein. Und lernte die Stille zu kultivieren.

Stille kann so laut sein und weh tun. Nicht nur auf dem Sessel beim Therapeuten, sondern auch vor dem Meditationsbild in meinem Zimmer stiegen all die Gefühle auf, die ich so lange durch Leistung und Disziplin unbewusst gezähmt und eingesperrt hatte: Wut, Ängste, Zorn, Traurigkeit, Aggressionen und Unmengen Selbstzweifel.

Eigentlich wollte ich mir die alle nicht zugestehen. Ich dachte mir: Du bist doch Christ und wirst Priester, da kann und darf das doch alles nicht sein. Mein innerer emotionaler Haushalt müsste doch eher einem bürgerlichen Vorgarten gleichen. Weit gefehlt! Die erste Lektion hieß: Du bist Gottes Ebenbild. Leb damit!

Leb damit, das bedeutet dann auch, leb mit deinen Gefühlen. Gefühle machen mich zu einem Menschen und sind eine unglaubliche Triebfeder. Sie zu ignorieren, sie abzuwerten und zu verleugnen, bedeutete, genau diese Ebenbildlichkeit abzulehnen. Theologisch formuliert: Ich sündigte am laufenden Band. Das wollte ich nun gar nicht. Aber diesen inneren Sturm konnte ich auch nicht recht leiden. Wenn doch aber diese Gefühle ein so elementarer Bestandteil meiner Persönlichkeit waren, mussten all die Sehnsüchte und Leidenschaften ein Wink Gottes mit dem Zaunpfahl sein. Es galt sie anzupacken und vor allem auszupacken. Ich begriff sie als Möglichkeit, zu entdecken, was Gott mir mitgegeben hatte und wie er in meinem Innern zu mir spricht. Das klingt so hochtrabend. Für mich war es aber gar nicht hochtrabend, sondern schmerzlich. Ich bin auch kein Meister darin und mit meinen dreiunddreißig auch keine religiöse Autorität. Ich versuche einfach das ernst zu nehmen und zu erzählen, was der Kirchenvater Johannes Chrysostomos in einen wunderbaren Satz gepackt hat: »Finde die Tür zu deinem Herzen und du wirst feststellen, es ist die Tür zum Reich Gottes.«

Das gab Sinn: War die Tür zu mir zu, war sie auch zu Gott zu. Wenn ich mich also nicht den Gefühlen, den tiefen Überzeugungen, dem Chaos stelle, habe ich letztlich keine Chance, wirklich die Freiheit zu erleben, die Gott versprochen hat. Zumindest werde ich keinen Lebensstil entwickeln, der für mich spürbar und erfahrbar wird. Außerdem, wenn ich glaube, dass dieser Gott mich wirklich gemacht und gewollt hat, dann kennt er ohnehin alles an mir. Mir kommt dabei manchmal der Psalm 139 in den Sinn, in dem es heißt: »Du hast mich mit meinem Innersten geschaffen, im Leib meiner Mutter hast du mich gebildet. Herr, ich danke dir dafür, dass du mich so wunderbar und einzigartig gemacht hast! Großartig ist alles, was du geschaffen hast – das erkenne ich! Schon als ich im Verborgenen Gestalt annahm, unsichtbar